„Obligatorisch".

Durch die Aeußerung eines sehr hohen Herrn in Europa wird „John Ritsch Esq." auf eine gute Idee gebracht. — St. Louis muß der Rang abgelaufen werden.

Mister Editer!

Des is e schöne Blamasch for die Neu Yorker! Jetz gehn die sekenhändige St. Louiser her un hawwe de Biet an Uns bei die erste offischell Inwitäschen an de Imperer Williäm ze schicke. Des heißt, es gilt nit, dann Ich hen die Eidie zuerscht gehatt. Des heißt for Unser Stammtisch-Assossiäschen. Mer hawwe blos noch e Bißle warte wolle, weil jetz noch nit die richtige Büsneß-Siesen is un Wir nit hawwe de Risk rönne wolle, daß der Imperer am End in seiner Freid un mit seinem Enthusiasm kimme thät, bevor die Siesen öffnet. Un e Bißle e Aag uff's Büsneß muß mer doch bei Allem hawwe, konseouentli aach beim Pätriottißm un so Sache. Muß mer nit, Mister Editer?

Un iwen, wann der Imperer nach Säntt Louis gehn thät, hierher nach Neu York, reit er doch zuerscht. Un Mir thäte ihn schun so e Zeit gewwe, daß Säntt Louis, wann er dann dahi kimme thät, ausgucke thät wie dreißig Cents.—Ich meen wie e Mart zwanzig.

Was Ich im Sinn hen, Mister Editer, in Rigard zu Privaräschens for die Rezeptschen vun dem Imperer, des sag Ich nit, Mister Editer. Wenigstens jetz noch nit. Vielleicht später balde mol. Ich will Mar Mei Eidies nit wegschnappe losse.

Blos, was Ich sag, Mister Editer, des is: Mir Deitsche hier, Ich meen Mir gute echte Deitsche, wo zu Vereins belange, nit so vaterlandslose Geselle, wo jede Abend bei ihrer Alte un ihre Kids derheim hocke un an eme Sonntag mit ihrer Fämili ganz alleenig wohi gehn (womöglich aach noch trocke, mitaus wo eizukehrn, mit ihr'm Luntsch im Papiertche oder im Bäskett un dann for Dinner wieder heimgehn) also, was Ich hen sage wolle, Mir gute Deitsche, wo was sein un wo was hawwe, un wo zu der Prominenz belange, Mir brauche so en Mann wie den Imperer hier.

Ich mache e Wett, der thät aach Einigkeit in Uns eneibringe, un wann er sie Uns mit blaue Bohne in de Leib eneischieße müßt.

Also, da hen Ich neilich gelese, daß der Imperer zu eme Vereinsdirigente gesagt hot, er bätt unner Konsideräschen, des deitsche Volkslied bei Singerfestiwwels un Volksfeste obligatorisch (des meent kompulsory) ze mache. So en Mann brauche mer hier, Mister Editer, der, wo mit fester Hand die ganze Sache ruhlt.

Mister Editer, Sie müsse selwer sage, da liegt mehr drein in der Eidie, wie mer uff de erschte Aageblick denkt. Es ärgert Mich jetz, daß Ich nit selwer schun früher uff die Eidie gekimme bin.

Denke Sie blos, Mister Editer, was mer for en Suckzeß aus alle Vergnücunge mache könnt, wann mer des Vergnüge und Alles, was dra rum hängt, kompulsory mache könnt. For Instenz des Geldspende un Schampähntriete un alle so Sache. Blos for Instenz, wann mer es kompulsory mache könnt, daß die Buwe in die Singstund gehn. Un mer könnt es ja dann aach kompulsory mache, daß sie nit blos singe, sonnern gut singe.

Ich hen werklich was gelernt dorch dem Imperer sei Rimark wege dem „Es kompulsory mache". Mir Prominente, wo die deitsche Vereins ruhle— un Ich glaab in der Sach werklich aach an e göttliche Bestimmung for so was, so ze sage e Vereinsmeier-Gottesgnadethum — Mir war'n bis jetz blos immer viel zu gutmüthig und bescheide un hawwe zu viel gute Worte ausgegewwe un hawwe die, wo ganz gewöhnliche Beiträg bezahle, zu gut behandelt un hawwe sie zu viel sage losse un war'n zu bescheide. In Zukunft werd Ich Mein Verein mit starker Hand ruhle. Es werd Alles obligatorisch un kompulsory gemacht.

Ihne des Nämliche wünschend

Mit Rigards

Yours

John Ritsch Esq.

Un des Erschte, was Ich obligatorisch mach, Mister Editer, des sein recht lange un große un gute Puffs (mit Meim Pittscher drein) in alle Papiere. Verstann?

D. O. Esq.

Steigerung.

Amateurphotograph: „Nun, was sagen Sie zu dem Porträt meines künftigen Schwiegerpapas — ist es nicht sprechend?"

Freund: „Sogar vielversprechend!"

Immer zerstreut.

Dienstmädchen (ruft): „Herr Professor, Herr Professor, der Storch ist gekommen!"

Professor: „Was will er?"

Paganini als Mahner.

Einen Brief Paganinis, des großen Geigers, veröffentlicht der „Secolo". Er trägt nicht die Bezeichnung des Aufgabeortes, wohl aber das Datum des 16. Juni 1838. Er enthält eine Lektion an einen reichen Herrn, aber keine — musikalische. Der Brief lautet also: „Signore! Ich sehe mich genöthigt, Ihnen meine Verwunderung darüber auszudrücken, daß Sie Ihre Verpflichtung mir gegenüber vergessen konnten. Ich überreiche Ihnen meine kleine Rechnung und bitte Sie, diese sobald wie möglich zu begleichen. 1. Für 12 Lektionen an Ihr Frl. Tochter, wobei ich ihr die musikalischen Ausdrucksformen und die Bedeutung der musikalischen Schriftzeichen beibrachte 2400 Fr. 2. Für acht Privatkoncerte, die ich selbst in Ihrem Hause gegeben habe, 24,000 Fr. Summa 26,400 Fr. Die vielen mündlichen Lektionen, die ich Ihrem Fräulein Tochter bei verschiedenen Gelegenheiten z. B. wenn ich bei Ihnen zu Tische war, ertheilte, stelle ich nicht in Rechnung, da ich ihr damit nur eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, und da mir ihre präzise Ausdrucksweise in der musikalischen Wissenschaft gefiel. Auch vermeide ich es, Worte darüber zu verlieren, daß es nur recht und billig ist, für in Anspruch genommene Dienste und Mühe anderer Leute zu bezahlen, da Sie mir ja selbst Ihre Meinung über diesen Gegenstand mitgetheilt haben, als Sie mich veranlaßten, dem Dr. Cr—is 110 Fr. dafür zu bezahlen, daß ich in Ihrem Hause von ihm einige Rathschläge — zum Glück für meine kranke Tochter nicht mehr als das — annahm. Sie verstehen, mein Herr, daß zwischen den Visiten jenes sogenannten Doktors und meinem Unterrichtsstunden ein sehr merklicher Unterschied besteht, und daß meine Ansprüche in diesem Verhältniß bescheidene zu nennen sind. Ich grüße Sie hochachtungsvoll und habe die Ehre zu zeichnen als Ihr Nicolo Paganini."

Vom letzten Kurfürsten von Hessen.

In des Philosophen M. Lazarus' „Lebenserinnerungen" wird auch allerhand Psychologisches aus Hofkreisen berührt, so die interessanten Mittheilungen v. Röders, des Oberzeremonienmeisters des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, über die Sonderbarkeiten des letzten Kurfürsten von Hessen:

„Dieser hatte besonders die eine Eigenthümlichkeit: er tonnte keinen Menschen froh sehen. Ging einmal etwas Gutes von ihm aus, so war doch Egoismus die Triebfeder oder Bosheit. Bedurfte z. B. die Universität eines tüchtigen Lehrers, so gab es ein Mittel, ihn sicher zu erlangen, wenn man dem Kurfürsten sagte: „Falls der Mann berufen wird, wird die ganze Universität sich ärgern" — dann hat er ihn sicher berufen."

„Interessant war Röders diplomatische Aufgabe, den am 23. Juni 1866 verhafteten Fürsten nach Stettin zu bringen. Bismarck verhinderte des Kurfürsten Wunsch, seinen Vetter, König Wilhelm zu sprechen, der in seiner Gutherzigkeit ihm die dringend erbetene Unterredung endlich bewilligt hatte. Bismarck gab deshalb Anweisung, sofort nach Einfahrt des Zuges auf dem Berliner Bahnhofe die Waggons, welche den Kurfürsten und sein Gefolge enthielten, abzukoppeln und nach Stettin weiterlaufen zu lassen. Auf diese Weise wurde die geplante Unterredung unmöglich gemacht."

Enttäuschung.

Ein drolliger Moment — so schreibt eine Mecklenburgerin — erheiterte die zahlreichen Zuschauer beim letzten Dobberaner Rennen am 25. Juli. Den letzten Theil des Programms bildete wie alljährlich ein Bauernrennen. Recht keck und fidel trabten jedesmal die fünf bis sechs Reiter, Landleute aus der Umgegend, in die Bahn; und der jeweilige Sieger, der sogar dem Großherzog vorgestellt wird, ist dann der Stolz seines ganzen Kreises. Mit gespannter Erwartung starrte auch eine vierschrötige Bauersfrau ihrem Manne nach, der gerade mit an der Reihe war. Siegesgewiß sah sie schon auf die umstehende Gevatterschaft herab, da — welch bittere Enttäuschung: als letzter in seiner Tour hinkt ihr Krischan auf seinem Gaul den andern nach! Da packt die Enttäuschte die Wuth. Mit erhobenem Regenschirm stürmt sie ihrem Eheliebsten nach, nicht achtend, daß gerade der Großherzog und Gefolge von der Tribüne herabsteigen, den Sieger zu begrüßen, mitten hinein in die Bahn stürzt sie: „Kumm du mi man to Hus! Kumm du man to Hus!"

Ein Armuthsdokument Tasso's.

Einen traurigen Beitrag zum Kapitel „Dichter-Elend" liefert eine Handschrift des gefeierten Dichters des „Befreiten Jerusalem", die erst kürzlich bekannt geworden ist. Dieses von Tasso's Hand geschriebene Blatt hat folgenden Wortlaut: „Ich Unterzeichneter bescheinige, von Giacomo Costo 25 Lire empfangen zu haben, für welche er einen Degen meines Vaters, sechs Hemden, vier Betttücher und zwei Tischtücher als Pfand behielt. Am Tage des 2. März 1579. Torquato Tasso!" Tasso war damals 26 Jahre alt.

Man kann alles überschätzen, nur nicht die Eitelkeit und die Selbstsucht der Menschen.

„Leben und leben lassen".

(Berliner Skizze.)

Ort der Handlung: Das kleine, dunkle Kontor des wohlgenährten Hrn. Martin.

Herr Martin steht vor dem Ladentisch und zeigt einem Kunden eine hübsche, kleine Brieftasche. Diesem gefällt die Tasche; er frägt: „Was kostet sie?"

„Diese Tasche? O, die ist sehr billig! Zwei fünfundsiebzig." Dabei lächelt Herr Martin recht freundlich.

Der Kunde lächelte nicht. Im Gegentheil, er stutzt und sagt: „Ja, aber vor einem Jahre habe ich eine gleiche Tasche bei Ihnen schon für zwei Mark fünfzig gekauft!"

Herr Martin kommt etwas aus der Fassung. „Hm, ja! Leider können wir die Waare jetzt nicht mehr so billig herstellen. Die Lederpreise steigen. Und dann die Arbeitslöhne, die wir jetzt zahlen müssen — o, die Arbeitslöhne — es ist grauenhaft! Bei diesem Artikel komme ich nicht mehr auf die Kosten."

„Aber Ihre Konkurrenz liefert diesen Artikel doch schon für zwei Mark fünfzig."

„Meine Konkurrenz?"

„Jawohl, Ihre Konkurrenz!"

„Unmöglich!"

„Keineswegs. Man sieht diese Tasche überall dafür ausliegen."

„Na", sagt Herr Martin, und seine Stimme zittert, „sehen Sie sich doch mal das Geschäftsgebahren solcher Firmen an! Weshalb können sie denn so billig liefern? Deshalb, weil sie ihren Arbeitern wahre Hungerlöhne zahlen! Ich dagegen, ich bezahle sehr anständige Löhne, außerordentlich anständige Löhne. Ich darf behaupten, daß ich gerade für diesen Artikel in ganz Berlin die besten Löhne gebe. Ja, sehen Sie, bei mir sollen die Arbeiter auch was verdienen! Mein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen!"

Der Kunde ist von so viel Humanität vollständig überwältigt. Er sagt kein Wort mehr, sondern greift, vollständig besiegt, in die Tasche, holt sein Portemonnaie heraus und legt 2.75 Mk. auf den Tisch.

Herr Martin lächelt wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht, nimmt das Geld und wickelt die Waare ein. Der Kunde entfernt sich. — —

Bald darauf erscheint der bescheidene und fleißige Herr Kramer, langjähriger Hausarbeiter der Firma, mit einem umfangreichen Kasten.

Rasch wird der Kasten geöffnet; man sieht schöne, sauber gearbeitete Brieftaschen von derselben Art, wie der Kunde eben gekauft hat und für die Herr Martin so gute Löhne bezahlt.

Herr Martin nimmt sich die erste, eine zweite, dann noch eine dritte Tasche aus dem Kasten, mustert sie mit kritischem Blick und sagt: „Brav gemacht, Herr Kramer! Die Waare ist gut!" Und in väterlich-wohlwollendem Tone: „Na, Ihre Arbeit ist ja überhaupt gut!"

Das ist Sphärenmusik für Herrn Kramer. Er hat nämlich etwas auf dem Herzen. Nun faßt er Muth und beginnt: „Herr Martin, ich wollte mal wegen der Preise...."

Herr Martin sehr erstaunt: „Wegen der Preise?"

„Ja, ob Sie nicht etwas mehr geben wollten?"

„Mehr geben? Aber ich zahle doch Durchschnittspreise! Kriegen Sie denn für diese Arbeit irgendwo mehr?" Herr Martin blickt den schüchternen Heimmeister herausfordernd an.

„Ja, bei Herrn Wagner." Zaghaft kommt's heraus.

„So? Wie viel denn?"

„Drei Mark pro Dutzend, Herr Martin."

„Soso!" Herr Martin reißt entsetzt die Augen auf. „Bei meiner Konkurrenz?"

„Jawohl, Herr Martin."

„Woher wissen Sie denn das?"

„Ich? Ach, ich hab's blos von meinem Freund gehört. Der arbeitet dort."

„So!" sagt Herr Martin und athmet schwer. „Ja, wissen Sie, Herr Kramer, das sind dann eben Ausnahmepreise. Ich kriege für die Waare auch bedeutend weniger als Herr Wagner. Gerade für diese Dinger! Ach, wenn ich Ihnen mal vorrechnen wollte! Ja, soll ich denn aus meiner Tasche zulegen?!" Ein vorwurfsvoll-trauriger Blick trifft Herrn Kramer. Dieser ist schon halb besiegt.

„Sehen Sie mal, Herr Kramer, mein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen! Jawohl, leben und leben lassen! Sie kennen mich doch und wissen: was ich machen kann, das mache ich. Aber was nicht ist, das ist nicht. Thut mir ja sehr leid, aber ruiniren? Soll ich mich ruiniren?"

Herr Kramer wagt nicht mehr, ihn anzublicken.

„Sie haben gar keine Ahnung, wie wir armen Geschäftsleute gedrückt werden!" Herr Martin seufzt tief. „Ich gebe ja bei diesen Sachen überhaupt zu! Ja, wahrhaftig! Ich kann's Ihnen aus meinen Büchern beweisen!"

(Herr Kramer gibt seine letzte Hoffnung auf).

„Um Ihnen ein Beispiel zu geben; wie ist es mir vorhin gegangen? Da kommt ein Herr und kauft sich so eine Brieftasche. Diese Brieftasche kostet bei mir gewöhnlich zwei Mark fünfzig. Wissen Sie, was er mir dafür gegeben hat? Sage und schreibe zwei Mark fünfundsiebenzig — ich wollte sagen: zwei Mark fünfunddreißig! Jawohl, zwei Mark fünfunddreißig! Das macht beim Stück fünfzehn Pf. Nun denken Sie mal, das geht mir beim ganzen Gros so; dann gehe ich zu: 144 mal 15! Das macht — das macht — 21 Mark sechzig. Nun, was sagen Sie dazu? Wo bleibe ich! Wenn ich Ihnen da noch zulegen soll — na! Nee, lieber Mann, dann mache ich schon lieber die Bude zu, verkaufe den ganzen Krempel und fange selbst an zu arbeiten! Dann habe ich mehr von meinem Leben, das können Sie glauben!"

(Herr Kramer bedauert den armen Herrn Martin und verflucht die Stunde, wo er an Zulage gedacht hat).

„Ja, Herr Kramer, so leid wir mir's thut, aber ich kann diesmal nicht, wirklich, beim besten Wallen nicht! Aber, wenn Sie wieder mal Wünsche haben und es ist mir möglich, irgend möglich, dann, das wissen Sie ja —!"

Herr Kramer nimmt still seinen Kasten und entfernt sich schleunigst.

Der arme Herr Martin ruft sein Faktotum, läßt sich ein Paar Cigarren holen, das Stück für 25 Pfennige, steckt sie sich in sein fettes Gesicht und murmelt vor sich hin: „Ja, wer's nicht versteht, der kommt eben zu nichts!" —

Entlassen.

Humoristische Skizze.

I.

„Ich bin nicht für Frauenarbeit im Geschäft", äußerte sich Mr. Webb, Eigenthümer einer großen Waffenfabrik, seinem Theilhaber gegenüber.

„Aber ich", erwiderte dieser, „wenigstens für Vertrauensposten. Alle Frauen sind ungenau in Geschäftssachen, aber wenn Sie glauben, daß der Kassirer sich nichts daraus macht, Sie gelegentlich übers Ohr zu hauen, dann nehmen Sie nur einen weiblichen."

Der Sprecher, Mr. Gragling, war der Senior, so war weiterer Widerspruch ausgeschlossen: Miß Janet Bruce wurde als Kassirerin angestellt.

Mit Ausnahme von Mr. Webb hielten bald alle große Stücke auf sie, als Buchhalterin war sie außerordentlich tüchtig, ein Lumen im Rechnen, pünktlich, gefällig, von eisernem Fleiß, niemals krank. Außerdem ein Bild von einem Mädchen, — aber das nur nebenbei. Bis jetzt aber hatte sie die Feuerprobe noch nicht bestanden. Mr. Gregling hatte sich beinahe umgebracht, als er entdeckte, daß ein früherer Buchhalter — ein Waschlappen von einem Mann — thatsächlich Hunderte weggeworfen hatte, indem er die Kunden auf Fehler in ihren Rechnungen aufmerksam machte. Ob diese junge Dame wohl über solche Thorheiten erhaben war?

Mr. Graglings Glauben an die „Schlauheit" der Frauen wurde stark erschüttert, als seine neue Angestellte eines Morgens mit einem Scheck, zugleich dem Rechnungsabschluß der Firma Deakins m. b. H. in London, bei ihm eintrat.

„Da ist ein Irrthum in der Berechnung", fing sie an. „Nur eine eins, aber in der dritten Spalte, so daß es einen Unterschied von hundert Pfund macht. Soll ich den Scheck zurücksenden oder es der Firma freistellen, die Summe das nächste Mal in Abzug zu bringen?"

„Haben sie hundert Pfund zu viel oder zu wenig geschickt?" fragte der Prinzipal vorsichtig.

„Zu viel", war die Antwort.

„Ist der Fehler in der Addition, Subtraktion, oder im Diskonto?"

„Im Diskonto."

„Aha! Nun sehen Sie, mein Fräulein, einen Irrthum in der Addition würden Sie vielleicht herausfinden, wenn Sie die Bilanz machen, aber eine falsche Berechnung im Diskonto wird Ihnen höchstwahrscheinlich nie wieder auffallen, nachdem der Monat einmal abgeschlossen ist, nicht wahr?"

„Nun, was weiter?" fragte Janet, ihre Augen weit aufreißend.

„Was weiter?" brüllte Mr. Gragling. Haben Sie denn gar keinen Menschenverstand? Glauben Sie, andere Leute schicken uns Geld zurück, wenn wir Fehler machen? Ich dachte, Sie hätten Sinn fürs Geschäft! Gehen Sie an Ihr Pult zurück, thun Sie, was Ihnen die Vernunft — wenn Sie welche haben — eingibt zu thun."

II.

Ohne ein weiteres Wort verließ Janet das Zimmer ihres Prinzipals. Eigenhändig schrieb sie folgenden Brief:

„Herrn Deakins, m. b. H., London.

Wir senden Ihnen umgehend Ihren gestrigen Scheck nebst Berechnung zurück, da sich in dem Diskonto ein Fehler vorfindet, nach welchem der Betrag, den Sie uns schulden, hundert Pfund weniger beträgt, als Sie uns einschickten."

Sie unterzeichnete, brachte den Brief selbst zur Post. Dann erwartete sie das Unwetter. Es brach noch an demselben Tage los, als Mr. Gragling die Schecks-Rechnungen eintrug, die während des Tages eingezahlt worden waren.

„Ich sehe Deakins Scheck nicht dabei," sagte er zu Janet. Wo ist er?"

„Auf dem Rückwege," sagte diese mit anscheinender Gleichgiltigkeit.

Mr. Gragling sprang von seinem Sessel auf, hochroth vor Zorn.

Trost.

Dichterling (als Redakteur seine Manuskripte aus dem Papierkorb sucht): „Entsetzlich! Und es waren doch so tiefe Gedanken!"

Redakteur: „Ah so, dann werden sie vielleicht ganz unten sein!"

„Sie wollen doch nicht sagen, daß —"

„Daß ich meine Vernunft gebrauchte — so viel ich davon habe. Sie sehen, ich habe Ihre Vorschriften wörtlich befolgt."

Mr. Gragling biß sich auf die Lippen.

„Sehr gut," sagte er boshaft. „Ich werde Ihnen also weitere Instruktionen geben: Sehen Sie sich nach einer anderen Stelle um, machen Sie, daß Sie in spätestens acht Tagen hier heraus sind. Sie passen mir nicht."

„Ich kann Ihnen dasselbe zurückgeben", antwortete Janet ruhig.

Zwei Tage später empfand Mr. Grangling eine unerwartete Freude beim Oeffnen eines Antwortschreibens der Herren Deakins in London:

„Besten Dank für Ihre gestrige Mittheilung", lautete es. „Einliegend ein neuer Scheck. Es interessirt Sie vielleicht, zu erfahren, daß wir an demselben Tage an vier Firmen hundert Pfund mehr einzahlten, als wir Ihnen schuldeten. Wie thaten es absichtlich, weil wir uns bewußt sind, daß wir uns zum großen Theil auf die Ehrlichkeit der Firmen, mit denen wir arbeiten, verlassen müssen; da wir gerade mit einem enormen überseeischen Auftrag betraut worden sind, so lag uns daran, zu wissen, welche Firma die zuverlässigste sei. Die drei anderen haben den Empfang unserer eingesandten Beträge quittirt, aber keine von ihnen hat den Irrthum von hundert Pfund „entdeckt". Wir senden Ihnen hiermit gern einen Auftrag für Waaren im Betrage von 20,000 Pfund, und hoffen, denselben noch häufig wiederholen zu können."

Mr. Gragling ließ sofort seine Buchhalterin kommen.

„Miß Bruce", sagte er mit herablassender Miene zu ihr, „Sie brauchen sich eigentlich keine andere Stelle zu suchen. In Wirklichkeit bewundere ich Ihre Denkungsart, und —"

„Entschuldigen Sie, Mr. Gragling, aber dem ist ganz und gar nicht so. Was Sie bewundern, ist das Glück, das Ihnen durch die Ehrlichkeit eines anderen zutheil geworden ist. Bleiben Sie nur bei meiner Entlassung. Es verlangte mich nach einer besseren Stellung, und wenn es Ihnen recht ist, möchte ich sobald als möglich von hier fort — in eine reinere Atmosphäre.

Ein seltsamer Gast.

Ein Tourist kehrt in einer Dorfwirthschaft ein. „Kann ich wohl eine gute Tasse Kaffee haben?" fragt er die Wirthin.

„O, gewiß!"

„Aber ohne jeglichen Zusatz von Zichorie."

Wirthin (verwundert): „Wollen Sie denn das reine Wasser trinken?"

Ein Gemüthsmensch.

„Ist denn der Rentier Fellhuber wirklich so krank, daß Du ihn schon drei Monate behandelst?"

„Keine Spur; aber der Mann offerirt mir jedesmal einen geradezu phänomenalen Rothwein. Ehe das Fäßchen nicht leer ,sti wird der mir nicht gesund."

Heimath, theure Heimath.

„Wie hat's Ihnen denn nach so langer Zeit in der Heimath gefallen?"

„Ach Gott, geweint habe ich vor Rührung; derselbe Schulmeister war noch da wie vor zwanzig Jahren, derselbe Pastor, derselbe Wirth... sogar von demselben Hausknecht bin ich Abends hinausgeschmissen worden!"

Zu verführerisch.

Gast (im Cafe): „Kellner, bitte um die neueste Nummer der „Witziger Blätter".

Kellner: „Bedauere sehr — —

Gast: „Was? Noch nicht eingespannt?"

Kellner: „Nein, bereits ausgespannt!"

Stille Sehnsucht.

Bekannter (zum Vegetarier): „Montags sitzen Sie wohl immer im „Goldenen Lamm"?"

Vegetarier: „Ja, an diesem Tage giebt's nämlich Leberknödel, mei' frühere Leibspeif', da gehe ich immer mal riechen!"

Aus der guten alten Zeit.

„Herr Kommissär, der Arrestant von No. 12 ist davongegangen."

Kommissär: „Dann bestellens die Menasch für ihn ab, wenn er zurückkommt kriegt er nix."

Auch eine Philosophie.

Wirthin zum Gatten): „Du, für'n Herrn Doktor ist Nierenbraten bestellt ... der ist aber gar nicht mehr schön!"

Wirth: „Gieb ihn ruhig! Der ist a Philosoph, der ißt alles!"

Entgegenkommend.

Freier: „O, ich liebe Ihre Tochter — sehr — sehr — es fehlen mir die Worte, um meine Gefühle zu schildern —"

Kommerzienrath: „Wäre es Ihnen wohl leichter, sich in Ziffern auszudrücken?"

Nicht zu verblüffen.

Bettler: „Bitte um eine Gabe, mein Herr. Das Unglück verfolgt mich mein ganzes Leben lang."

Herr: „Ach, Sie waren ja doch das letzte Mal ein Taubstummer! Und jetzt können Sie von Unglück sprechen!"

Bettler: „Ist denn das nicht auch ein Unglück, daß ich gerade Sie wieder anbetteln muß?"

Ein kleiner Schlauberger.

Hans (am letzten Schultag): „Mama, koche doch heute Papas Leibgericht, Bohnen und Speck!"

Mutter: „Warum denn?"

Hans: „Ach, damit er gut gelaunt ist, wenn ich diesen Mittag mit dem Zeugniß komme!"

Ein kleines Mißverständniß.

Herr: „Möchten Sie sich nicht auch an unserem Liebhaber-Theater betheiligen, Fräulein Mary?"

Mary: „Wenn noch einer für mich übrig ist, o ja!"

Die Maßgebenden.

Maler (zum Bauer): „Würdet Ihr mir behülflich sein, in Euerem Hofe Stizzen machen zu können?"

Bauer: „Dös kommt auf mein Säu' an."

Ein Philosoph.

Lehrer: „Warum nennt man die, welche hingerichtet werden, arme Sünder?"

Schüler: „Weil — weil reiche Sünder niemals hingerichtet werden."

Unzufrieden.

Alpenhotelier (der sich zum erstenmal einen Zahlkellner genommen, zu diesem): „O, mit Ihnen bin ich nicht sehr zufrieden, so viel wie Sie bringe ich selbst bei den Rechnungen heraus!"

Aus einem Köchinnen-Liebesbrief.

— „... Wenn du den Wein trinkst, so denk' recht oft an mich. An'n gnädigen Herrn brauchst du nicht denken; der weiß nichts davon!"